

Rundfunkfreiheit als dienende Freiheit einer besonderen Ausgestaltung bedarf und gerade im Zulassungsverfahren die Rolle der potenziellen Anbieter im Beitrag zur Meinungsbildung berücksichtigt werden muss. Auf dieser Linie hat auch etwa Stock heftige Kritik an der Einführung neuer Aufsichtsmodelle im Rundfunkbereich geübt. Andererseits ist darauf hinzuweisen – und auch dies erkennt Jürgens an –, dass die Konvergenzsentwicklung eine Anpassung des medienrechtlichen Regulierungsrahmens sinnvoll erscheinen lässt, wie er nicht zuletzt auch auf europäischer Ebene durch die Veränderung der Fernsehrichtlinie hin zu einer audiovisuellen Mediendienste-Richtlinie in Gang gesetzt worden ist. Dieser Entwicklung greift Jürgens vor, indem er aufzeigt, wie in verfassungskonformer Weise Anforderungen an neu entstehende Formen von Mediendiensten – jedenfalls im Hinblick auf die Marktzutrittsregulierung – ausgestaltet werden können und müssen.

In der insgesamt gelungenen Arbeit erschwert jedoch insbesondere in den Anfangskapiteln ein Aspekt die Leserfreundlichkeit: zahlreiche wichtige Ausführungen verschiebt Jürgens als Block in die Fußnoten, die aber zum besseren Verständnis des jeweiligen Abschnitts unbedingt dazu gelesen werden müssen. Hier wäre es zu begrüßen gewesen, wenn der notwendige Raum für die Erörterung dieser Fragen auch im Fließtext gewesen wäre. Auch sprachlich ist stellenweise – etwa in der 12-seitigen Zusammenfassung – mehr auf eine Konzentration der Information in einzelnen Sätzen als auf Verständlichkeit geachtet worden, was den Lesefluss etwas hemmt. Schließlich wäre ein Register zur besseren Erschließung der Teilaufsätze zu begrüßen gewesen, wobei das vielgliedrig unterteilte Inhaltsverzeichnis hier weiterhilft. Davon abgesehen handelt es sich bei der Arbeit von Jürgens um einen wertvollen Beitrag zur aktuellen Diskussion um die neue Gestaltung des medienrechtlichen Regulierungsrahmens, die mit dem Band „Konvergenz und Regulierung“ von Hoffmann-Riem/Schulz/Held schon im Jahr 2000 in diese Richtung angestoßen worden ist.

Auch mit Verabschiedung des Telemediengesetzes und des 9. Rundfunkänderungsstaatsvertrages bleibt der Reformbedarf, wie man am Entwurf des 10. Rundfunkänderungsstaatsvertrages mit seiner vorgesehenen Plattformregulierung und auch dem Umsetzungsbedarf nach

Verabschiedung der EG-Mediendiensterichtlinie sehen kann. Die weiterhin zunehmende technische Konvergenz, die aber nicht unbedingt eine inhaltliche Konvergenz nach sich zieht, stellt den Optimierungsbedarf für den Medienregulierungsrahmen immer wieder neu. Für diese Analyse bietet die Bestandsaufnahme ebenso wie die Positionszüge von Jürgens wichtige Erkenntnisse, die auch zukünftig zu berücksichtigen sein werden.

Mark D. Cole

Stephan A. Weichert

Die Krise als Medieneignis

Über den 11. September im Deutschen Fernsehen

Köln: Herbert von Halem Verlag, 2006.
– 474 S.

ISBN 978-3-938258-21-7

Zeitgenossenschaft in der Moderne ist unintergehbar mit den audiovisuellen Medien verbunden. Auf diese Weise sind die Erinnerungen des 11. September 2001 im weltweiten Maßstab mit Live-Fernsehbildern verknüpft, deren Bedeutung weit über das hinauszureichen scheint, was Live- und Ereignisberichterstattungen bislang zu leisten vermochten. Mit Blick auf eine der Folgen könnte man geneigt sein, Jean Baudrillard als weitsichtig anzusehen, der bereits in den 70er Jahren die Feststellung getroffen hatte: „Das Spektakel des Terrorismus erzwingt den Terrorismus des Spektakels.“ (Baudrillard 1978: 9) Hintergrund dieses Urteils waren u. a. die damaligen Ereignisse in Mogadischu, und vergleichbar mit der Theorie des Spektakels von Guy Debord war er der Ansicht, dass die audiovisuellen Medien einer eigenen Logik folgen, hinter der die Wirklichkeit verschwindet.

Aus konstruktivistischer Sicht, an deren spezifischer Anwendung und theoretischer Ausformulierung Stephan A. Weichert in seinem Buch interessiert ist (25), bedeutet das aber keineswegs, die Analyse der Mittel sowie der Arten und Weisen, mit denen Medien Ereignisse produzieren und Wirklichkeit inszenieren, zu vernachlässigen oder gar zu übergehen. Vielmehr ist deren besondere Struktur und Funktionsweise aufzuschließen, was für die Rolle des Fernsehens interessante Einsichten verspricht. Krisen- und Katastrophenberichterstattung – auch unabhängig von Ereignissen

wie 9/11 – scheinen für eine Demonstration besonders geeignet, wenn es aufzuzeigen gilt, wie die Medien mit ihren Darstellungsmitteln eine spezifische Ordnung herstellen und im Fall einer Krise auch wieder normalisieren. Hieran lässt sich mit Fragen anschließen, wie lernfähig Medien- bzw. Wissensgesellschaften sind, wenn spezifische institutionelle Mechanismen die Berichterstattung anleiten und sich der Deutung eines Geschehens annehmen. Die vorliegende Arbeit behandelt diese weiterführenden Überlegung allerdings nicht.

Für Stephan Weichert verbindet sich die Leistung des Fernsehens mit dem rituellen Charakter von Kommunikation, welcher sich nicht nur über den Einsatz von spezifischen Stilmitteln und Erzählkonzepten oder der Nutzung von Genrekonventionen vermittelt, sondern gerade auch aus professionellen oder kulturellen Bewältigungs- und Verständigungsmustern hervorgeht und an der (Wieder-?)Herstellung einer durch eine Krise oder Katastrophe zerstörten Ordnung mitarbeitet.

Zur Analyse dieses Zusammenhangs verfolgt und formuliert Weichert ein Modell des Fernsehens, in dem anthropologische, medien- und kommunikationswissenschaftliche sowie soziologische, politikwissenschaftliche und nicht zuletzt kulturwissenschaftliche Perspektiven und Elemente zu einer „Kulturtheorie der Medienkommunikation“ (127) miteinander verbunden werden. Den theoretischen Kern bilden nicht von ungefähr medienritualtheoretische Überlegungen; schließlich haben diese mit Blick auf die gestiegene Verbreitung von Medien-Events ausgehend von den Arbeiten von Dayan und Katz eine breite Konjunktur erfahren. Aufbauend auf die in diesem Umfeld angesiedelten theoretischen Überlegungen und Positionen formuliert Weichert schließlich „Bausteine einer Ritualtheorie mediatisierter Krisenereignisse“ (219ff.). Dieses Konzept nutzt er schließlich zu einer Analyse des 11. September 2001 als Medieneignis im deutschen Fernsehen (S. 270ff.).

Dem ritualtheoretischen Verständnis der Medienkommunikation nähert sich Weichert in den einzelnen Kapiteln der sehr gut lesbaren und ebenso gut gegliederten Arbeit jeweils aus unterschiedlicher Perspektive. Ausgehend von kulturtheoretischen Vorüberlegungen im dritten Kapitel setzt er sich in den weiteren Kapiteln mit der Funktionslogik des Fernsehens sowie einer ritualtheoretischen Deutung be-

kannter FernsehEREIGNISSE wie Krönungen oder Todesfällen aber auch bisheriger Krisenberichte auseinander. Hintergrund der breit geführten Diskussion bildet die Überlegung, wie „Ritualkonzepte in eine umfassende Kulturtheorie der Medienkommunikation überhaupt zu integrieren“ sind (127). Einen Einwand sehe ich hinsichtlich der Auslassungen von Unterschieden und Differenzen der konsultierten theoretischen Konzepte und Positionen. Gerade an den Stellen, an denen es Weichert auf die ritualtheoretischen Gemeinsamkeiten von Konzepten und Theorien ankommt, sollte nicht unerwähnt und unbehandelt bleiben, dass z. B. die Cultural Studies jenseits einer Vergleichbarkeit im Ritualverständnis deutliche Unterschiede zu den Theorien von Dayan und Katz oder Rothenbuhler aufweisen. Eine Übereinstimmung in ritualtheoretischer oder konstruktivistischer Perspektive bedeutet noch keine Übereinstimmung in der Kulturtheorie der Medien, aus der Unterschiede in der Bewertung von Ereignissen sowie für die Mediakritik erwachsen.

Dieser Einwand richtet sich jedoch nicht gegen das theoretische Programm seiner Arbeit, an dessen Justierung und Erklärungsgehalt sich gerade auch in der analytischen Anwendung weiter arbeiten lässt. Das der Analyse von 9/11 im deutschen Fernsehen gewidmete achte Kapitel behandelt vergleichend die Berichterstattung der Sender ARD, ZDF, RTL und SAT.1 vom 11. bis zum 13. September 2001 mit den Mitteln einer qualitativen Programminhaltsanalyse sowie einer Textanalyse, die selbstverständlich auch die ästhetischen Gestaltungsmerkmale mit in die Betrachtung einbezieht. In diesem Kapitel leistet die Arbeit bereits mit der Sicherung der Quellenlage einen bedeutenden medienwissenschaftlichen Beitrag zu den Ereignissen vom 11. September 2001, was angesichts der Schnellebigkeit des Fernsehens keine Marginalie ist.

Die analytische Leistung Weicherts in der Anwendung seines kulturtheoretischen Modells besteht nicht zuletzt in einer kritischen Analyse der Regeln und Prinzipien des Journalismus – was durchaus auch einen Gewinn für die Journalismusforschung bedeutet –, mit der transparent wird, wie die „Ordnung der Welt“ nach den ritualtheoretisch erklärbaren Regeln der Ereignisberichterstattung wiederhergestellt wird. Gerade an dieser Stelle zeigt sich die Fruchtbarkeit der kulturtheoretischen Perspektive Weicherts, indem er aufzeigt, wie

die Regeln des *business* nicht nur das Ereignis, sondern auch die Sichtweise auf das Ereignis mitproduzieren und welche dieser Elemente an der Aufrechterhaltung einer Ordnung und der „Normalisierung“ der Verhältnisse beteiligt sind. In der Bewusstmachung solcher oftmals verdeckten Zusammenhänge besteht die Bedeutung einer kulturtheoretischen Analyse der Mediengesellschaft, zu der Weichert eine breite theoretische Aufarbeitung leistet, die sich auch als Grundlage für weitere Auseinandersetzungen anbietet.

Udo Göttlich

Literatur:

Baudrillard, Jean (1978): Unser Theater der Grausamkeit, in: ders., Kool Killer oder der Aufstand der Zeichen, Berlin, S. 7–18.

Andreas Hepp / Friedrich Krotz / Shaun Moores / Carsten Winter (Hrsg.):

Konnektivität, Netzwerke und Fluss

Konzepte gegenwärtiger Medien-, Kommunikations- und Kulturtheorie

Wiesbaden: VS, 2006. – 215 S.

ISBN 3-531-14598-3

Der Band versammelt neun Beiträge aus der deutsch- (darunter auch ein österreichischer Beitrag) und englischsprachigen (allesamt britischer Herkunft) Kommunikations- und Medienwissenschaft. Das Thema ist brisant, geht es doch um die Theoretisierungen der mit dem Internet verbundenen gesellschaftlichen Entwicklungen, und da besteht, was viele auch eingestehen werden, Nachholbedarf. Es darf ja nicht so sein, dass GesellschaftswissenschaftlerInnen Prozesse bloß dokumentieren und erst im Nachhinein interpretieren. Die Gestaltung der Informationsgesellschaft ist es, die heute angesagt ist, und dafür braucht es bereits eines Vorabwissens, um die Gestaltung begleiten zu können, und dieses Wissen ist durch Rückgriff auf Theorien zu begründen, soll es nicht im Beliebigen bleiben. Was die theoretischen Begründungen betrifft, so ist es heute ein offenes Problem, wie System-, Netzwerk- und Raumkonzepte miteinander zusammenhängen.

Um es vorwegzunehmen: Die Antwort darauf liefert der Band nicht. Die Beiträge sind heterogen, d. h. aus unterschiedlichen Blickrichtungen formuliert und auf unterschied-

liche Schlussfolgerungen hinauslaufend. Das ist aber kein Mangel des Buches – so ist eben der Diskussionsstand. Im Gegenteil ist es den Herausgebern (alles Männer) hoch anzurechnen, dass sie diese Diskussion aufgreifen und weitertreiben.

Im ersten Beitrag stellt Friedrich Krotz richtig das Netzwerkkonzept in Frage, wenn es als ein formales aufgefasst wird: Dann nämlich liefert es ein reduziertes Verständnis der mit Globalisierung und Informatisierung (Mediatisierung) auftretenden neuen Vergesellschaftungs- und Vergemeinschaftungsformen. Krotz hält sog. „Metaprozesse“ dagegen, die er unverständlichlicherweise als Prozesse definiert, die „weder einen Anfangspunkt noch eine Richtung haben“ (S. 29). Ein solcher sei etwa die Kommerzialisierung, die der Mediatisierung, aber auch der Globalisierung und Individualisierung als treibende Kraft zugrundeliege. Krotz stellt die These auf, „dass die Kommerzialisierung die Basisentwicklung ist, aus der die anderen drei resultieren“ (S. 36). Das heißt aber, dass die drei nun ihrerseits auf die Kommerzialisierung zurückgeführt, reduziert werden. Dann bleibt ihm kein anderer Ausweg, als die Habermas'sche Lebenswelt zu bemühen, die diesen Prozessen trotze, und der Schluss, einfach weiter zu beobachten (statt etwa wissenschaftlich begründete Handlungsanweisungen für den Eingriff in die gesellschaftliche Entwicklung bereitzustellen). Denn Unbestimmtheiten, Uneindeutigkeiten, Widersprüchlichkeiten, ein mögliches und meiner Meinung nach auch tatsächliches Auseinanderfallen von Form und Inhalt dieser Prozesse, etwa ein über die kapitalistische Instrumentalisierung hinaus weisendes Moment, geraten ihm außer Blick.

Andreas Hepp gewinnt dagegen dem Netzwerkdenken mehr ab als Luhmann'schem Systemdenken. Abgesehen davon, dass außer der Theorie sozialer Systeme Luhmann'scher Provenienz auch andere systemtheoretische Zugänge möglich sind, wird bei Hepp nicht klar, warum. Er führt ausgerechnet ein Argument für den Gebrauch der Netzwerkbegrifflichkeit an, das zunächst für Luhmann zu sprechen scheint, weil dieser mit seiner Systembegrifflichkeit das betreffende Problem früher formuliert und einer Behandlung (wenn vielleicht auch nicht Lösung) zugeführt hat (S. 48): Es geht darum, dass – in Luhmann'scher Diktion – vom Code eines sozialen Systems in den Code anderer sozialer Systeme übersetzt werden muss, wenn das erste